

Predigt am 13. Sonntag nach Trinitatis, 10. September 2017, Markus 3,31-35

Vor zweieinhalb Wochen sind wir vom Konfi-Camp zurückgekehrt, in 10 Monaten hat das nächste schon angefangen. Es ist anstrengend, aber lohnend, weil wir einander viel besser kennenlernen, als es sonst möglich wäre. Ich denke zum Beispiel an den Tag, wo wir uns mit den 10 Geboten beschäftigt haben. Ja, ich weiß, es war von viel Spaß die Rede, aber es gab auch Unterricht. Und am ersten der beiden Tage zum Thema „Gebote“ war eine der Fragen, die die Konfis für sich und miteinander klären mussten: „Welche Werte bestimmen mein Handeln?“ Da kam bei ganz vielen unserer Konfis ein Wert in der Liste vor, der auf jeden Fall für ihr Handeln entscheidend sein sollte: Familie.

Familie ist gerade als Wert ganz hoch im Kurs in Deutschland. Das sieht man unter anderem daran, wie um ihn gestritten wird. Die klassische Familie „Vater, Mutter, Kinder“ ist ein solches Erfolgsmodell, dass einige sagen: Was man davon übernehmen kann, sollte man übernehmen. Die Verlässlichkeit, Verbindlichkeit, Treue und Fürsorge aus der klassischen Familie sind so gut, die wollen wir auch für Gruppen haben, die nicht aus Ehemann, Ehefrau und leiblichen Kindern bestehen. Das ist viel besser als irgendwelches unverbindliches Zusammensein. Und auch das soll dann „Familie“ heißen. Eigentlich ist dieses Denken ein Kompliment für die klassische Familie. Nicht alle sehen das so, und so wird gestritten. Wenn es gut läuft, sieht man da auch mal in die Bibel. Gemeinsam und nicht gegeneinander. Und ist hinterher noch verwirrter als vorher. Gemeinsam. Etwa bei dem Predigttext für heute aus dem Markusevangelium im 3. Kapitel, die Verse 31-35. Jesus sitzt gerade in einem Haus und unterrichtet, lehrt, predigt, da lesen wir: *31 Und es kamen seine Mutter und seine Brüder und standen draußen, schickten zu ihm und ließen ihn rufen. 32 Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. 33 Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? 34 Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! 35 Denn **wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.***

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

genau, so nennen sich Christenmenschen nämlich untereinander, „Schwestern und Brüder“, auch wenn sie gar nicht verwandt sind. Die gute alte Familie von Vater, Mutter, Kindern, die es seit der Schöpfung gibt, die Keimzelle des menschlichen Zusammenlebens, sie ist so erfolgreich und so gut, dass sie zum Vorbild geworden ist für viele andere Gemeinschaften, Kirche und andere. Sogar die Begriffe aus der Familie wurden übernommen. Was für ein Kompliment. Was für eine hohe Wertschätzung der Familie steckt da drin.

Man kann jetzt streiten, wenn man will, ob es immer richtig ist, diese Begriffe zu übertragen. Die Mafia bezeichnet sich auch als eine große Familie. „... und deswegen halten wir zusammen. Ich hoffe, du hast das verstanden.“ Und da hält man auch zusammen, loyal, treu und verlässlich – gegen den Rest der Welt.

Und dann ist da die Kirche, in der sich die, die dazugehören, Schwestern und Brüder nennen. Und auch da hält man zusammen, loyal, treu, verlässlich – für den Rest der Welt.

Das klappt bei der Mafia nicht immer, und bei der Kirche auch nur fast immer. Und seien wir ehrlich, es klappt auch bei den biologischen Familien nicht immer. Aber die Idee lässt sich nicht totkriegen. Da steckt so ein Ideal von Familie in uns drin, das größer ist als die Realität. Und manchmal prallen unsere Ideal aufeinander. So auch in der Geschichte, die wir gerade gehört haben.

Jesus ist schon erwachsen, ist schon von zu Hause ausgezogen, hat schon einen Ruf als Prediger, als Wunderheiler, als Freund der Außenseiter. Er hat seine Jünger berufen, andere laufen ihm einfach so hinterher. Und es werden immer mehr. Das allein würde wohl die meisten Eltern und Geschwister überfordern, und manchmal auch den Betroffenen selbst. Aber hier war mehr als bloß ein Star mit einem großen Fankreis. Jesus beginnt, ändern zu sagen, dass ihre Sünden vergeben sind. Wo das doch nur Gott kann. Er redet von Gott wie einer, der den direkten Draht zu ihm hat. Einmal kommen so viele Menschen in einem Haus zusammen, dass zum Essen kein Platz mehr ist. Und für ihn ist das okay. Welche Mutter würde sich da keine Sorgen machen, dass ihr Sohn leicht neben der Spur ist? Die erste Bemerkung, die wir im Markusevangelium aus dem Mund von seinen Verwandten hören, lautet darum: „Er ist von Sinnen!“ Er ist verrückt. Oder wie man heute sagen würde: Er braucht professionelle Hilfe. So denkt die Familie über Jesus. Und will helfen.

Sie wollen keinen Aufstand machen, sie bleiben vor dem Haus stehen, sie schicken jemanden rein, der sagt: Die Familie steht vor der Tür. Und so wird es ihm gesagt: Da draußen stehen deine Mutter und deine Brüder.

Ja, Jesus hatte Brüder. Und Schwestern. Die Bibel erzählt davon, als wäre es völlig normal. Weil es auch völlig normal war. Wenn man heute die ganze Bibel hat und auch die Geschichte von Maria und dem Engel und Gott kennt, überlegt man natürlich, wie das passt. Manche machen es sich sehr leicht und bestreiten einfach die Berichte, die wir zu Weihnachten so hören, dann war Jesus eben leibliches Kind von Maria und Josef, und danach kamen noch mehr. Zu Zeiten, wo Christen Denken und Glauben noch mehr zusammenhielten, gab es drei andere beliebte Erklärungen. Entweder waren es bloß Cousins. Oder es waren Kinder, die der schon ältere Josef mit seiner ersten, später verstorbenen Frau hatte, also Adoptivbrüder Jesu. Oder es waren Kinder, die Josef und Maria später auf ganz konventionelle Weise bekommen haben, also Halbbrüder Jesu. Die kirchliche Tradition hat lustigerweise mehr Patchworkfamilie bei Jesus gesehen als manche modernen Ausleger.

Suchen Sie sich was aus. Aber denken wir dran: Die ersten Hörer waren über diesen Teil der Geschichte wahrscheinlich überhaupt nicht überrascht. Na klar, auch beim Starprediger steht hin und wieder die Verwandtschaft vor der Tür und will mit ihm reden.

Und was macht ein guter orientalischer Sohn, wenn Mutter und Brüder vor der Tür stehen? Er schickt die Besucher nach Hause, bittet die Familie rein, lässt seine Frau Brot und Lammfleisch zubereiten, heute auch gern Kaffee, und heißt die Familie willkommen. Dann wird geredet, so lange es nötig ist, und wenn es Nacht wird, lässt sich bestimmt ein Quartier für sie einrichten. So gehört sich

das. Und so würden wir die Geschichte weitererzählen, wenn wir Jesus als Vorbild für ein traditionelles biblisches Familienbild darstellen wollten. Denn so sieht dieses Bild aus.

Jesus war möglicherweise an dem Ort gar nicht zu Hause. Verheiratet vermutlich auch nicht. Manche sagen, er war es, aber es gab eigentlich keinen Grund, das zu verschweigen. Er wäre als Verheirateter genauso Gottes Sohn und genauso für unsere Sünde gestorben und auferstanden, also hätte man es auch gleich erzählen können. Wahrscheinlicher also war er wirklich nicht verheiratet. Aber abgesehen davon, ein bisschen mehr hätte er an dieser Stelle schon ein guter Sohn sein können, der als Vorbild für das biblische Familienbild taugt.

Ich glaub nicht, dass er grundsätzlich was dagegen gehabt hätte. Es gibt nur manchmal wichtigeres. Es gibt etwas, was Menschen noch mehr mit Jesus verbindet als die Verwandtschaft. Das ist es, was er in denen entdeckt, die schon da sind. Auf die zeigt er und sagt: Das sind meine Mutter und meine Brüder. Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. Wir erfahren nicht, was die Verwandtschaft dazu gesagt hat. Noch nicht. Wir hören auch nicht, was denn die Versammelten dazu gesagt haben. „Wer Gottes Willen tut, ist mein Bruder“, haben sie gehört. Aber sie tun ja gerade gar nichts, sie sitzen nur da und hören ihm zu.

Genau. Sie sitzen nur da und hören ihm zu. Anscheinend ist es genau das, was Gott will. Jesus zuhören, den Mund zu, die Ohren und Herzen auf, uns von ihm dienen und belehren und beschenken lassen. Sie wie wir das jeden Sonntag in der Kirche tun.

Off machen wir es ja eher wie die anderen, die draußen stehen und sagen: Jesus muss sich hierher bewegen, und dann erklären wir ihm mal, wie das Leben wirklich ist. Wir brauchen ihn für unsere alltäglichen Anliegen. Und wahrscheinlich, sagen sich die Geschwister, braucht er uns auch. Wenn wir ihn nicht zur Vernunft bringen, landet er bestimmt irgendwann noch am Kreuz oder so. Und Jesus sagt, nein, wer mir wie nah ist, wer meine Verwandten sind, wer zu mir gehört, das entscheide ich. Nicht ihr, und auch nicht die Tradition und auch nicht die Biologie, sondern die, die Gottes Willen tun und mir zuhören, die sind meine Familie. Die sind dann auch füreinander Schwestern und Brüder. Was häufig der schwierigere Teil ist. Aber raus kommen wir da nicht mehr. Das ist auch gut so. Wir müssen nicht erst was dafür tun, dass wir ne Gemeinschaft werden. Zusammen kochen oder singen oder Ausflüge machen ist schön, aber das ist nicht, was uns zur Gemeinschaft macht. Wir sind das schon, wenn wir zu ihm gehören, zu Jesus.

Kleine, aber wichtige Bemerkung am Rand. Es gibt dazu eine scheinbare Parallele in einer anderen Religion. Mit welchem Ereignis beginnt der islamische Kalender? Mit der Hedschrá, der Flucht Muhammads von Mekka nach Medina. Etwas schräg, dachte ich früher, den Kalender gerade mit einer Flucht zu beginnen. Der Knackpunkt daran ist: In Mekka waren seine Verwandten, in Medina waren seine Glaubensgenossen. Mit der Flucht hat er also gesagt: Die Glaubensgemeinschaft ist wichtiger als die Familie. Das war, wenn man so will, die Geburtsstunde der muslimischen Gemeinde.

Das sieht auf den ersten Blick sehr ähnlich aus wie das, was Jesus hier macht. Ist es aber nicht. Muhammad hat sich in diesem Moment gegen seine Familie entschieden. Sie durften nur noch zu ihm gehören, wenn sie auch glaubten. Ansonsten waren sie ihm egal. Das ist in streng muslimischen Familien bis heute so.

Jesus hat sich in Wahrheit für seine Familie entschieden. Aber nicht allein für sie, und nicht nach ihren Regeln. Er hatte einen größeren Plan. Den musste er verfolgen, auch wenn seine Familie und später auch seine Jünger dagegen waren. Er ist seinen Lebensweg ans Kreuz gegangen, um uns von unserer Schuld zu erlösen. Um uns zu befreien. Er ist da am Kreuz für alle Menschen gestorben. Auch für seine Verwandten. Diesen Weg ist er zielstrebig weitergegangen. Deswegen hat er sich nicht auf die Spielregeln seiner Mutter und seiner Brüder eingelassen. Es schien, als hätte er sich gegen sie entschieden. Aber in Wahrheit hat er sich damit gerade für sie entschieden. Weil sie ihm nicht egal waren. Genauso wenig wie du.

Später hören wir, dass Maria zur ersten Gemeinde gehörte und dass Jakobus, einer der Brüder Jesu, dort sogar einer der wichtigsten Leiter war. Nach der Auferstehung haben auch sie es also verstanden. Und das genügt.

Wie wäre es, wenn Jesus auf uns zeigt und sagt: Das ist meine Familie. Denn die, die Gottes Willen tun, sind meine Brüder und Schwestern und Mutter. Seien wir ehrlich, oft genug tun wir eher das Gegenteil von Gottes Willen. Wir tun nämlich das, was wir selber wollen. Wenn das zufällig auch Gott gefällt, hat er Glück gehabt. Aber dann gibt es immer wieder diese Momente, wo wir gar nichts tun. Wo wir ihn tun lassen. Wo wir dasitzen und Jesus zuhören. Wo wir Jesus an uns wirken lassen. Momente, wo wir auch zugeben: Von uns aus würden wir es ja doch nie schaffen, so zu leben, wie es zu Gott passt. Aber sein Wille ist, dass er an uns wirken darf. Das hat er in deiner Taufe getan. Das Wasser der Taufe ist dicker als Blut. Das tut er, wo wir sein Wort hören. Das tut er, wo er uns sein Abendmahl schenkt und wir mit ihm leibhaftig verbunden werden.

Das sind die Momente, an die er denkt und uns ansieht und sagt: Das sind meine Mutter und meine Schwestern und Brüder. Und das sind die Momente, an die wir denken sollten, wenn wir wissen wollen, ob wir zu ihm gehören.

Gottes Sohn sagt, dass wir seine Familie sind. Obwohl wir überhaupt nicht dazu passen. Das ist so unerhört und so großartig und so ewig-lebens-wichtig. Die Frage, was man sonst noch Familie nennen sollte oder nicht, wird dagegen erstaunlich unwichtig. Hauptsache, wir sind seine. Amen.